

(Nachdruck verboten.)

88)

Schilf und Schlamm.

Roman von Vicente Blasco Ibanez.

Doch der Onkel Paco wiederholte ihr, wenn er einen Augenblick erwachte, immer dasselbe. Er hatte alles so eingezeichnet, wie es richtig war. Wenn sie ihn liebte, wie sie es ihm so manchesmal zugeschworen hatte, wenn sie gut war, dann hatte sie nichts zu fürchten.

Zwei Tage später starb Canamel in seinem Sessel, von seinem Asthma erstikt, am ganzen Körper angeschwollen und mit leichenblaffen Rippen.

Neleta vergoß kaum ein paar Tränen. Sie war wahrhaftig mit ganz anderen Dingen beschäftigt. Als die Leiche auf den Kirchhof gebracht worden, und sie von den Beileidsbezeugungen befreit war, die die Leute in Nuzasa ihr spendeten, hatte sie nur noch einen Gedanken: den Notar aufzusuchen, der das Testament aufgesetzt, und zu erfahren, in welcher Weise ihr Gatte in seinem letzten Willen verfügt hatte.

Ihr Wunsch sollte bald in Erfüllung gehen. Canamel hatte seine Sache gut gemacht, wie er in seinen letzten Augenblicken behauptet.

Er erkannte Neleta als seine Universalerin an, ohne das geringste Legat zu hinterlassen. Doch er befahl, daß, wenn sie sich wieder verheiratete oder durch ihr Benehmen verriet, daß sie irgendeine Liebchaft unterhielt, der Teil seines Vermögens, über den er verfügen konnte, seiner Schwägerin und allen Verwandten seiner ersten Frau zufallen sollte.

VIII.

Niemand wußte, wie Tonet wieder in Canamels Schänke zurückgekehrt war.

Die Gäste sahen ihn eines Morgens an einem kleinen Tische sitzen, wo er mit Sangonera und anderen Müßiggängern des Dorfes Karten spielte, und niemand wunderte sich darüber. Es war ganz natürlich, daß Tonet in einem Lokal verkehrte, dessen einzige Herrin Neleta jetzt war.

Der Kubaner begann wieder sein Leben bei ihr zu verbringen und ließ seinen Vater, der an eine vollständige Bekehrung geglaubt hatte, von neuem in Stich. Aber jetzt sah man nicht mehr in seinem Verkehr mit der Gastwirtin jene Ungeniertheit, über die sich ganz Palmar trotz des geschwisterlichen Anstrichs entrüstet hatte. Neleta saß in tiefer Trauer hinter dem Schenktisch, und eine gewisse stolze Miene der Autorität verlieh ihr noch größere Schönheit. Sie schien jetzt, wo sie reich und frei war, gewachsen zu sein. Sie scherzte weniger mit den Gästen, zeigte eine scheue Tugend und nahm mit gerunzelter Stirn die Scherze auf, die sich die Gäste erlaubten. Ein Trinker brauchte nur zu versuchen, beim Entnehmen des Glases ihre nackten Arme zu streicheln, und sofort drohte sie, ihn hinauszuwerfen zu lassen.

Die Kundschaft nahm beständig zu, seit die Zammergestalt Canamels verschwunden war. Der von der Witwe kredenzte Wein schmeckte besser, und in den kleinen Schenken von Palmar fing es wieder an, leer zu werden.

Tonet wagte nicht, Neleta anzusehen, als fürchte er das Gerede der Leute. Ja, die Samaruca sprach schon laut genug, als sie ihn von neuem in der Schenke verkehren sah; er spielte, trank, setzte sich in einen Winkel, wie es früher Canamel tat, und diese Frau, die jeden anblickte, nur nicht ihn, schien ihn aus der Entfernung zu beherrschen.

Der Onkel Paloma begriff mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn die Lage seines Enkels vollkommen. Der Kubaner hielt sich hier immer auf, um die Witwe nicht zu enttäuschen, die ihn nicht aus dem Gesicht verlieren wollte; sie übte eine grenzenlose Autorität über ihn aus. „Tonet steht Schilf und Schlamm“, sagte der Alte, und obwohl er sicherlich von Zeit zu Zeit Lust verspürte, ein bißchen auf dem Wasser zu jagen, sagte er nichts und blieb ruhig da, denn er fürchtete jedenfalls die Vorwürfe Neletas, wenn er sie allein gelassen hätte.

Sie hatte viel in der letzten Zeit gelitten, wo sie sich den Forderungen des ewig kranken Canamels fügen mußte; doch jetzt, wo sie reich und frei war, hielt sie sich schadlos, indem sie das ganze Gewicht ihrer Autorität auf Tonet lasten ließ.

Der arme Junge, der von der Schnelligkeit, mit der der Tod alles erledigt hatte, noch ganz verblüfft war, zweifelte noch an seinem Glück, sich so fest und sicher in Canamels Hause zu sehen, ohne befürchten zu müssen, der schreckliche Gastwirt könne plötzlich austauschen. Wenn er die üppige Fülle betrachtete, deren einzige Herrin Neleta war, so ertrug er mit Vergnügen alle Ansprüche der Witwe.

Mit rauher Zärtlichkeit, die mehr der Strenge der Mutter ähnelte, wachte sie über ihn.

„Du wirst nicht mehr trinken“, sagte sie zu Tonet, der, von Sangonera angestachelt, noch ein Glas zu verlangen wagte.

Der Enkel des Onkel Paloma gehörte wie ein Kind, verzichtete auf das Trinken und blieb ruhig auf seinem Stuhle sitzen, von allen geachtet und respektiert, denn jeder wußte, daß er äußerst gut mit der Wirtin stand.

Die Gäste, die ihre Intimität zu Canamels Zeit mit angesehen, fanden es ganz natürlich, daß sie heute miteinander einig waren. Waren sie denn nicht verlobt gewesen? Hatten sie sich nicht so sehr geliebt, daß sie die Eifersucht des aufgedunsenen Onkel Paco reizten? Sie würden sich jetzt gewiß verheiraten, sobald die gesetzlich vorgeschriebene Wartezeit vorüber war, und der Kubaner spielt sich jetzt als rechtmäßiger Wirt hinter diesem Schenktisch auf, den er als Liebhaber schon einmal im Sturme genommen.

Die einzigen Personen, die sich mit dieser Lösung nicht zufrieden gaben, waren die Samaruca und ihre Verwandten. Neleta würde sich nicht verheiraten, das wußten sie ganz genau. Dieses kleine Weibchen mit ihrer honigsüßen Junge war viel zu gerieben, um eine Sache so einfach zu tun, wie es Gott befiehlt. Ehe sie das Opfer brachte, den Verwandten der ersten Gattin das Vermögen zu überlassen, lieber lebte sie in wilder Ehe mit dem Kubaner. Das war für sie nichts Außergewöhnliches. Der arme Canamel hatte sicher vor seinem Tode noch tollere Dinge gesehen.

Von dem Testament, das ihnen die Möglichkeit, reich zu werden, eröffnete, und von der Ueberzeugung angestachelt, Neleta würde nicht naiv genug sein, ihnen durch ihre Verheiratung freie Bahn zu schaffen, übten die Samaruca und die Ihren den Diebenden gegenüber eine äußerst sorgfältige Spionage aus.

In jeder Nacht lauerte das wüste alte Weib, in ihren Mantel gehüllt, wenn die Schenke geschlossen wurde, auf den Fortgang der Gäste, um zu sehen, ob sich auch Tonet unter ihnen befand.

Sie sah Sangonera, der unsicheren Schrittes seiner Hütte zuwandte. Die Kameraden verfolgten ihn mit ihren Spottreden und fragten ihn, ob er nicht dem italienischen Scherenschleifer begegnet wäre. In seinem Rausch zeigte er stets ein heiteres Gesicht. . . „Sünder! Er glaubte, sie wären gar keine Christen, weil sie sich über diese Erscheinung lustig machten! . . . Ja, er würde kommen, er, der alles vermag und zur Strafe würden sie ihn nicht erkennen, ihm nicht folgen und um die Glückseligkeit kommen, die nur den Ausgewählten vorbehalten war.“

Zuweilen sah Sangonera, wenn er allein vor seiner Hütte anlangte, aus der Dunkelheit wie eine Heze die Samaruca austauschen, die heftig die Frage an ihn richtete: „Wo ist Tonet?“ Doch er lächelte höhnisch, denn er erriet die Absichten der Megäre. Gerade ihn fragte sie! Dann streckte der Bagabund die Hand aus, machte eine unklare, kreisförmige Geste, als wolle er den ganzen Abuserasee bezeichnen, und erwiderte:

„Tonet? Der ist auf der Welt, sicherlich ist er auf der Welt.“

Die Samaruca war unermüdetlich in ihrer Spürsucht. Vor Tagesanbruch stand sie schon vor Palomas Hause und begann, wenn die Tür sich öffnete, eine Unterhaltung mit der Borda, während sie einen forschenden Blick in das Innere des Hauses warf, um nachzusehen, ob Tonet dort wäre oder nicht.

Neletas unermüdetliche Feindin kam zu der Ueberzeugung, der junge Mann müsse die Nächte in der Schenke zubringen. Dieser Skandal! Canamel war kaum einen Monat tot. Was sie aber am meisten empörte, war der Umstand, daß, wenn die im zweiten Teile des Testaments enthaltene Vermutung

sich bewirklichte, die Hälfte des Vermögens der Witwe bleiben würde, anstatt den Verwandten der ersten Frau zuzufallen. Die Samaruca machte mehrere Reisen nach Valencia und suchte Leute auf, die die Gesetze an den Fingerspitzen kannten; sie verbrachte ihre Zeit unter beständiger Aufregung und lauerte nächstelang in der Umgebung der Schenke mit ihren Verwandten, die ihr als Zeugen dienen konnten. Stets hoffte sie, Tonet vor Tagesanbruch aus dem Hause kommen und so seine Beziehungen zu der Witwe bewiesen zu sehen. Doch die Türen der Schenke blieben die ganze Nacht geschlossen, das Haus blieb still und dunkel, als schliesse alle Welt drinnen den Schlummer des Gerechten. Morgens, wenn die Tür sich öffnete, erschien Neleta, ruhig, lächelnd und frisch hinter dem Schenktisch und blickte jedem ins Gesicht wie eine Person, die sich durchaus nichts vorzumerken hatte. Und erst eine lange Zeit später erschien Tonet wie mit einem Zauberschlag, ohne daß die Gäste wissen konnten, ob er von der Straße oder vom Kanal her eingetreten war.

(Fortsetzung folgt.)

Menschenfreunde.

Von Michel Thibars.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.

Eine Vorstandssitzung des Wohltätigkeitsvereins „Nächstenliebe“. — Elegant eingerichteter Sitzungssaal: schwere Teppiche, bequeme Fauteuils, kostbare Portieren an den hohen Fenstern. — In teure Pelze gehüllt, finden sich die Vorstandsmitglieder einer nach dem anderen ein.

Erstes Mitglied: „Himmel! welche Kälte!“

Zweites Mitglied: „In der Tat, es ist etwas scharf draußen.“

Drittes Mitglied (weinerlich): „Wenn man bedenkt, daß es arme Teufel gibt, die bei dieser sibirischen Kälte . . .“

Viertes Mitglied: „In ungeheizten Wohnungen . . .“

Fünftes Mitglied: „Ohne Nahrung . . .“

Alle: „Ach!“

Erstes Mitglied: „So! Ich einen armen Teufel habe ich auf dem Wege hierher getroffen: fadenfcheiniger, Paletot, durchlöcherter Schuhe, blau vor Kälte. . . Seit drei Tagen nichts mehr gegessen . . .“ jammerte er . . . Entsetzlich!“

Zweites Mitglied: „Sie haben ihm ein paar Sous gegeben?“

Erstes Mitglied: „Unmöglich! Ich hatte die Hände in den Taschen. . . Bei dieser Temperatur die Handschuhe ausziehen? Da erkriert man ja! (Er trocknet sich gerührt die Augen.) Armer Teufel!“

Der Präsident (läutend): „Die Sitzung ist eröffnet. (Pause.) Meine Herren, der Winter scheint dieses Mal noch strenger auszutreten zu wollen als im Vorjahre. Es gilt, unsere ganze Kraft einzusetzen. (Weifallsmurmeln.) Auf keinen Fall dürfen wir uns durch die Presse überholen lassen, die ihre Appells an die Wildtätigkeit des Publikums zu vervielfältigen pflegt, sobald das Thermometer unter Null sinkt. . . Die Augenblicke sind kostbar! Mir's Werk!“ (Weifallsstöhnen.)

Ein Mitglied: „Ich bitte ums Wort.“

Der Präsident: „Herr Dupont hat das Wort.“

Herr Dupont: „Meine Herren! Bevor wir an unsere Arbeit gehen, gestatten Sie mir, mit wenigen Worten den Gefühlen Ausdruck zu geben, die uns alle befeelen. Anlässlich des Jahreswechsels hat die Regierung unseren hochverehrten, rührigen, nimmermüden Herrn Vorsitzenden zum Ritter der Ehrenlegion ernannt. (Bravo!) Wenn jemals eine Auszeichnung wirklich verdient war, so ist es die Dekorierung unseres Vorsitzenden, dieses einzigen, ausgezeichneten Mannes, dessen ganzes Dasein der Binderung von Not und Elend unter den Armen gewidmet ist.“

Der Präsident (nachdem sich der Weifallssturm gelegt hat): „Meine Herren! Ich bin gerührt . . . verwirrt. . . Wenn ich wirklich hier und da ein gutes Werk tue, etwas Unglück und Jammer mildern kann . . . (Bravo!) . . . so verdanke ich das in erster Reihe Ihrer eifrigen, selbstlosen, hingebungsvollen Mitarbeit. (Hurra!) Glauben Sie mir, meine Herren, Ihre Anerkennung ist der schönste Lohn, der mir zuteil werden kann!“ (Weifallsgebrüll.)

Alle (stehend): „Es lebe unser Präsident!“

Eine Stimme: „Schluß!“

Der Präsident: „Pardon! Wir haben noch den ersten und einzigen Punkt unserer Tagesordnung zu erledigen: Mittel zur Binderung des durch die strenge Kälte vergrößerten Elends zu suchen.“

Eine Stimme: „Wenn man eine Kommission ernennen möchte?“

Der Präsident: „Das erscheint auch mir unerlässlich. Ohne Kommission kann man nichts machen.“

Alle: „Ja! Ja! . . . Zur Wahl!“

Man schreitet zur Wahl. Der Präsident verliest die Namen der gewählten Kommissionsmitglieder. Die Herren ziehen sich zur Be-

ratung in ein Nebenzimmer zurück. Einige Augenblicke später betreten sie wieder den Sitzungssaal.

Ein Kommissionsmitglied: „Meine Herren! Die von Ihnen erwählte Kommission hat einen Referenten ernannt und ihm den Auftrag erteilt, einen eingehenden Bericht über die zu ergreifenden Maßregeln zu erstatten.“

Der Referent: „Ich danke den Kommissionsmitgliedern für das mir erwiesene Vertrauen und bitte die Herren, überzeugt zu sein, daß ich die mir übertragene Arbeit mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit ausführen werde. . . Ich weiß, das Elend wartet nicht, und ich hoffe, mit meinem Referat fertig zu sein . . .“

Der Präsident: „Dann?“

Der Referent: „Wie in den Vorjahren — am 30. Juni.“ (Einnütige Zustimmung.)

Auf dem Heimweg begegnet der in seinen Pelz gehüllte Präsident einer Tragbahre.

Der Präsident (einen Passanten fragend): „Was gibts?“

Der Passant: „Ein armer Teufel, der eben vor Kälte umgefallen ist.“

Der Präsident: „So so . . . Nun, ich will ihm ein paar freundliche Worte zur Stärkung sagen. (Nähert sich der Tragbahre; wohlwollend) Nur noch ein wenig Geduld, mein lieber Freund! Man beschäftigt sich schon mit Euch! . . . Wie? Er ist tot? (bitter) Und da soll einer noch Luft haben, seinen Mitmenschen Gutes zu tun!“

(Nachdruck verboten.)

Die Entwicklung der Feuerbestattung.

Von W. Lied.

(Schluß.)

Mit dem 10. Dezember 1878 konnte die moderne Feuerbestattung auch in Deutschland ihren Einzug halten, an diesem Tage erfolgte die erste Leichenverbrennung in dem nach dem System von Siemens erbauten Ofen in Gotha. Lange Jahre blieb es das einzige in Deutschland, denn erst im Jahre 1891 erfolgte die Eröffnung des zweiten, des Krematoriums in Heidelberg. Ein Jahr später, im Jahre 1892 wurde das Krematorium in Hamburg dem Betrieb übergeben, dann folgte im Jahre 1898 das in Jena, darauf 1900 Offenbach a. M., 1901 Mannheim, 1902 Eisenach, 1903 Mainz und 1904 Karlsruhe in Baden, so daß also in diesem Jahre sich 9 Krematorien in Deutschland befanden. Aber auch in allen anderen Kulturstaaten hatte die Feuerbestattung einen riesigen Aufschwung genommen. So hatten im Jahre 1904 folgende Staaten in Betrieb befindliche Krematorien: Italien 26, Vereinigte Staaten von Nordamerika 28, England 12, Schweiz 4, Frankreich 3, Schweden 2, Dänemark, Argentinien und Australien je 1. Auch die Tätigkeit der Krematorien kann eine äußerst lebhaftere genannt werden, was sich aus der bis zum 1. Juli 1904 stattgefundenen Zahl der Verbrennungen ergibt. Frankreich marschiert bis zu diesem Zeitpunkte mit 67 676 Verbrennungen bei weitem an der Spitze; es folgen dann die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit 13 281, Deutschland mit 7551, Italien mit 4110, England mit 3840, Schweiz mit 1424, Schweden mit 915 und Dänemark mit 275 Verbrennungen. In den nun noch folgenden Angaben sei, weil es uns natürlich am meisten interessiert, in der Hauptsache auf Deutschland Bezug genommen. Die Feuerbestattung darf heute in allen deutschen Bundesstaaten geübt werden, ausgenommen jedoch im größten, angeblich in Deutschland an der Spitze marschierenden Bundesstaate Preußen, im holden Verein mit Bayern und den beiden Mecklenburg. Trotz der so rüchständigen Haltung der regierenden Kreise speziell in Preußen hat jedoch die Anhängererschaft der Feuerbestattung beständig zugenommen, die Zahl der Feuerbestattungsvereine ist immer mehr und mehr gewachsen und fast jede Nummer des Organs für das deutsche Feuerbestattungsweisen, „Die Flamme“, bringt Meldungen von Neugründungen und ebenso zeigen auch die Einäscherungen trotz oder auch wegen der größeren Zahl der Krematorien eine von Jahr zu Jahr in fast gleichem Prozenttase sich steigernde Zunahme. An Krematorien selbst besitzt Deutschland zurzeit 15. Zu den 9, welche im Jahre 1904 bestanden, kamen am 1. August 1905 Heilbronn a. Neckar, am 1. Januar 1906 Ulm a. Donau, am 15. Dezember 1906 Chemnitz, am 24. Februar 1907 Bremen, am 8. April 1907 Stuttgart und am 11. November 1907 Koburg. Es soll hierbei nicht unerwähnt bleiben, daß auch unsere Reichshauptstadt Berlin seit einer Reihe von Jahren des Besitzes eines Verbrennungsofens rühmen kann. Leider jedoch dient derselbe der Feuerbestattung nicht in unserem Sinne, sondern nur zur Verbrennung von Leichenteilen, also z. B. Teilen sezierter Leichen von nicht rekonozizierten Selbstmördern. Von welcher enormen volkswirtschaftlichen Bedeutung die Feuerbestattung speziell für Großstädte sein würde, erhellt daraus, daß z. B. in Paris die Kosten für das Verbrennungsmaterial zur Einäscherung einer Leiche ungefähr 3 Fr., d. i. 2.40 M. betragen sollen. Für Deutschland belaufen sich, nach den neuesten und gründlichen Erhebungen, die der Stadtrat einer Stadt Mitteldeutschlands bei einem von ihm erbauten modernen Krematorium hat anstellen lassen, die Kosten für das Verbrennungsmaterial auf durchschnittlich ungefähr 4,50 M. pro Ein-

Aficherung bei einem Kokspreise von 200 M. für 10 000 Kilogramm. Selbstverständlich würden sich auch für Berlin die Kosten einer Feuerbestattung bedeutend geringer stellen als die einer Erdbestattung, denn erstens könnte ein Krematorium ohne den geringsten Nachteil für die Stadt wie für die Bewohner inmitten der Stadt, ähnlich den Kirchen auf freien Plätzen, aufgestellt werden und zweitens würde eine eventuelle Beisetzung der Aschenüberreste etwa den vierten Teil des Raumes beanspruchen, den die Beisetzung einer Leiche erfordert.

Aber gerade darin, daß die Leichenverbrennung bei der Vollkommenheit der heutigen Oefen, die vielleicht eine noch viel größere werden wird, eine weit billigere Bestattungsform ist wie das Begräbnis und weil durch die Feuerbestattung die Kirche sowohl an Einkünfte wie auch an Einkünften verliert, mögen wohl die Hauptgründe liegen, weswegen sich Kirche und Regierung in Preußen so ablehnend gegen die Feuerbestattung verhalten. Und dabei sind die Bestrebungen der Anhänger der Feuerbestattung keineswegs auf ein Verbot der Erdbestattung gerichtet, wer durchaus seinen Leib den Wärmern überlassen will, mag es ruhig tun, sondern man will nur erreichen, daß neben der Erdbestattung auch die Feuerbestattung mit der gleichen Berechtigung geübt werden kann. In dieser Beziehung ist Stuttgart, dessen Krematorium zu den jüngsten in Deutschland gehört, vorbildlich geworden. Der Stadtrat von Stuttgart hat, in der richtigen Erkenntnis, daß die Feuerbestattung der Erdbestattung durchaus gleichberechtigt sei, beschlossen, das Krematorium in städtische Verwaltung zu nehmen und außerdem die Verfügung getroffen, die Kremation an Stuttgarter Bürgern und den Mitgliedern einiger Feuerbestattungsvereine aus der Umgebung Stuttgarts durchaus kostenlos zu vollziehen. Aber dies nicht allein. Der Stadtrat hat ferner eine Bekanntmachung erlassen, in der auf die Vorzüge der Feuerbestattung gegenüber dem Erdbegräbnis hingewiesen wird und worin u. a. auf Verlangen jedem Stuttgarter Einwohner das Formular zur letzten Willenserklärung bez. der Einäscherung kostenfrei gestellt wird, eine Bekanntmachung, die sich fast wie ein Aufruf zugunsten der Feuerbestattung liest.

Aber auch in Preußen erleben wir jetzt einen Vorgang, der geeignet zu sein scheint, die Verhältnisse in bezug auf die Feuerbestattung zu klären. Trotzdem die Regierung die Inbetriebnahme von Krematorien in Preußen nicht gestattet, hat der rührige Verein in Hagen i. W. beschlossen, das erste Krematorium in Preußen zu bauen und seine Inbetriebnahme durchzuführen. Die juristischen Beiräte des Vereins stützen sich hierbei in der Hauptsache darauf, daß in der preußischen Verfassung kein Artikel vorhanden ist, der die Feuerbestattung verbietet, und daß deshalb die Behörden entgegen der Verfassung, also zu Unrecht handeln, wenn sie der Inbetriebnahme der Krematorien die Genehmigung verweigern.

Das Krematorium in Hagen steht jetzt seit einigen Monaten Betriebsfertig da, aber benützt darf es vorläufig nicht werden, denn kurz vor seiner Vollendung erschien ein vom Kultusminister und vom Polizeiminister unterzeichneter polizeilicher Erlaß, durch den die Feuerbestattung in Preußen im allgemeinen untersagt und im besonderen die Inbetriebnahme des Krematoriums in Hagen verboten wird, gleichzeitig aber auch der Polizei der Auftrag erteilt wird, im Falle einer Zuwiderhandlung unverzüglich einzuschreiten. Diese Verfügung ist inzwischen in dem Prozesse, den der Hagener Verein für die Sache der Feuerbestattung führt, durch Erkenntnis des Bezirksausschusses zu Arnberg aufgehoben worden, jedoch ist gegen dieses Urteil Berufung beim Oberverwaltungsgericht eingelegt worden. Ein Termin hat bisher noch nicht stattgefunden und das Hagener Krematorium ist noch immer polizeilich gesperrt. Wie nun dieser ganze Prozeß sich weiter entwickeln und wie er endigen wird, darüber gehen die Meinungen noch ziemlich weit auseinander, jedenfalls aber darf man sich, solange noch das System Studt floriert, keinem allzu großen Optimismus hingeben, denn obgleich Herr Studt selbst nicht mehr im Amte ist, sein Geist macht sich noch immer in derselben unheilvollen Weise wie früher bemerkbar.

Aber auch der Hagener Verein ist auf jeden Fall enttäuscht, und er findet hierbei die Unterstützung aller Anhänger der Feuerbestattung, den Prozeß bis zu seinem letzten Ende durchzuführen, und wenn wirklich der Polizei Gelegenheit zum Einschreiten gegeben werden sollte, dann ist auch die Gelegenheit gegeben, eine richterliche Entscheidung erforderlichen Falles von der höchsten Instanz, dem Reichsgericht, herbeizuführen.

Ueber die Tätigkeit der Krematorien, d. h. über die Anzahl der in ihnen vorgenommenen Einäscherungen im einzelnen zu berichten, würde doch etwas zu weit führen, es möge deshalb genügen, wenn hier, um von der Zunahme der Feuerbestattung ein Bild zu geben, über die Betriebsfähigkeit der Verbrennungsofen summarisch berichtet wird. Die Zahl aller in sämtlichen deutschen Krematorien vollzogenen Einäscherungen betrug nach der „Flamme“ 1301 im Jahre 1904, im Jahre 1905 waren es 1768, für 1906 war die Zahl 2061 und das Jahr 1907 schließt mit einem Resultat von 2977 Verbrennungen ab. Es ergibt sich hierbei eine Steigerung von 28 v. H. für das Jahr 1905 gegenüber 1904, für 1906 beläuft sich die Steigerung auf nur 16 v. H. um dann im vergangenen Jahre 1907 eine nicht erwartete Zunahme von fast 45 v. H. zu erfahren. Das Jahr 1903 war das erste, in welchem innerhalb eines Jahres die Zahl der Einäscherungen bei allen Krematorien Deutschlands die Tausend überschritt, das Jahr 1906 bereits hatte die Zweitausend hinter sich gelassen und schon ein Jahr später sind fast die Dreitausend erreicht. Diese bedeutende Zunahme der Zahl

der Verbrennungen ist ein so berechtetes Zeichen für die der Bevölkerung immer mehr zum Bewußtsein kommenden Vorzüge der Feuerbestattung, daß es unverständlich ist, daß eine Regierung mit so kleinsten Mitteln, wie es Polizeiverbote sind, einen solchen Kulturfortschritt zu hindern bestrebt ist. Die Gesamtzahl aller in deutschen Krematorien bewirkten Einäscherungen betrug am Schlusse des Jahres 1907 rund 15 100.

In welcher Weise die Feuerbestattung da, wo sie ungehindert geübt werden kann, Fortschritte macht, davon gibt Gotha, welches am längsten im Besitze eines Krematoriums ist, ein recht anschauliches Bild. Nach den Mitteilungen des Stadtrats sind im Jahre 1907 in Gotha einschließlich der Toigeborenen 686 Personen bestattet worden, von denen nicht weniger als 185 eingäschert wurden. Das sind ungefähr 27 v. H., während der Prozentsatz im Jahre 1906 etwa 23 v. H. betragen hatte. Sehr bemerkenswert ist dabei die Stetigkeit der Steigerung, denn die vorausgegangenen Jahre weisen der Reihe nach 20, 18, 16, 14, 12 usw. vom Hundert auf. Dabei ist noch weiter zu bemerken, daß in Gotha nicht einmal ein Feuerbestattungsverein besteht, der etwa Propaganda betreibt, die Beteiligung der Bevölkerung an der Feuerbestattung ist also lediglich auf die wachsende Erkenntnis von der Zweckmäßigkeit dieser Bestattungsform zurückzuführen, wobei jedoch anerkannt werden muß, daß die guten Einrichtungen und das Entgegenkommen der Behörden wesentlich zur Erhöhung des Verständnisses beigetragen haben.

Zum Schlusse sei es noch gestattet, in kurzen Worten zwei sehr weit verbreitete Irrtümer aufzuklären. Erstens ist die Ansicht fast allgemein verbreitet, der Leichnam eines Verstorbenen werde in dem Ofen von einer offenen Flamme verzehrt und Asche und Schmutz würden sich mit den Aschenüberresten vermischen. Dies ist durchaus nicht der Fall. Die Verbrennung eines Leichnams wird nur durch heiße Luft von außerordentlich hoher Temperatur vollzogen, so daß der ganze Vorgang eigentlich ein Verglühen ist. Die Wände der Verbrennungskammer werden zunächst durch geeignete Vorrichtungen bis zur Weißglut erhitzt, alsdann werden durch Ventile die durch das Verbrennungsmaterial erzeugten Stiefammen von der Verbrennungskammer abgeschlossen und durch andere Ventile nur der frischen Luft Zutritt in diese gewährt. Hierdurch wird eine Temperatur von ungefähr 1000 Grad Celsius erzeugt und nur diese so hoch erhitzte Luft besorgt die Verflüchtung der sterblichen Ueberreste des Menschen. Ein Holzsaug allerdings geht sofort in Flammen auf, ist jedoch in ganz kurzer Zeit zerstückt und während seine Asche durch den im Ofen befindlichen Luftzug entführt wird, fällt die spezifisch schwerere Knochenasche durch den Rost in den Ascheraum, wo sie durch geeignete Schaufeln gesammelt wird und in eine Aschentafel getan wird, in welche Name und Datum eingepreßt sind und die dann sofort fest verflödet wird. Der ganze Verbrennungsprozeß dauert ungefähr 1½ bis 2 Stunden. Die in der Hauptsache aus phosphorsaurem Kalk bestehende Asche ist vollständig rein von fremden Bestandteilen und hat ein Gewicht von etwa 1½ bis 2 Kilogramm.

Der andere, noch viel mehr verbreitete Irrtum ist der, daß der Leichnam bei der Verbrennung gleichsam noch einmal zum Leben erwache, sich aufrichte, Arme und Beine bewege und was dergleichen Phantasiegebilde mehr sind. Auch dieses ist un wahr. Entweder sind solche Erzählungen und Berichte Auswüchse einer krankhaft erregten Phantasie, oder aber es sind bewußte und tendenziös gefärbte Fälschungen.

Die Bewegungen, die der Leichnam ausführt, sind absolut geringfügiger Natur und ganz selbstverständlich, z. B. fallen die Arme, die gewöhnlich über der Brust gefaltet sind, an die Seite, dann lösen sich nach und nach die weichen Fleischteile, um in sich selbst zu verflüchten, so daß nur die Knochen zurückbleiben, die als Asche durch den Rost fallen. Der ganze Verbrennungsprozeß ist für den, der ihm mit ruhigen Nerven und ohne Voreingenommenheit zuschaut, durchaus nicht der unästhetische Anblick, als der er von den offenen und verkappten Feinden der Feuerbestattung hingestellt wird. Wer dagegen schon einmal Gelegenheit gehabt hat, bei der Ausgrabung von erdbestatteten Leichen zugegen gewesen zu sein, der wird diesen fürchterlichen Anblick sein Leben lang nicht vergessen und wer sich nur einigermaßen einen solchen Verwehnungsprozeß in der feuchten, modrigen Erde vorstellen kann, den muß es mit Abscheu und Bedauern erfüllen, daß der Körper des Menschen, der schönsten Schöpfung der Natur, ein solches Ende nehmen soll, nur weil es eine alt hergebrachte Gewohnheit und eine kirchliche Sitte verlangen. Die Einführung der fakultativen Feuerbestattung wird sich nicht zurückhalten lassen und sie wird um so eher kommen, je näher sich auch die Arbeiterklasse mit dem Gedanken an sie befreundet, denn gerade im Wirtschaftsleben der Arbeiter wäre die Einführung der Leichenverbrennung ein Faktor von ganz hervorragender Bedeutung.

Kleines feuilleton.

Die ältesten Zeitungen. Die Begründung einer Hemerologie, d. h. einer Bibliothek, die nur aus Zeitungen und Zeitschriften besteht, wird in Paris seit einiger Zeit geplant, ein Zeichen der immer stärker werdenden Erkenntnis von der wissenschaftlichen Bedeutung und Wichtigkeit der Tagesblätter, in denen doch ein

gut Teil der Kultur ihrer Zeit aufgespeichert ist. Im römischen Kaiserreich hatte ja das Zeitungswesen schon eine gewisse Ausbreitung erlangt, und wenn uns einige Nummern dieses offiziellen Tageblattes, das Cäsar von Tausenden von Schreibern verwielfältigen ließ und über den ganzen gebildeten Erdkreis versandte, erhalten geblieben wäre, würden wir heute besser unterrichtet sein über Leben und Treiben jener Tage. Die „Acta diurna publica“ gaben Berichte über die prunkvollen öffentlichen Feste, über Feldzüge und Siege, über gesellschaftliche und literarische Ereignisse, auch über pikante Abenteuer. Ein Journalist, der sich durch besonderen Witz auszeichnete, Christus, ein Zeitgenosse Ciceros, ist berühmt geblieben. Was wir sonst von dieser ältesten Zeitung der Welt wissen, stellt sie ungefähr mit den fliegenden Blättern des Mittelalters auf eine Stufe. Neben wichtigen Schilderungen brachte sie auch Kuriositäten, wie die, daß es in einigen Gegenden Blut vermischt mit Milch geregnet habe, daß im Hause eines gewissen Galerius ein Hahn gesprochen, daß 52 große Steine vom Himmel gefallen seien usw.; die Meldung, daß ein Gladiator von dem allzu starken Weisfallsjubel seiner Zuschauer taub geworden sei, ist immerhin schon ein hübscher Beitrag zur Virtuosenreklame. Die älteste aller noch heute bestehenden Zeitungen, ja die erste gedruckte Zeitung der Welt ist das chinesische Blatt „King-Pao“ d. h. Anzeigen der Hauptstadt. Es soll im Jahre 911 n. Chr. gegründet worden sein, erschien aber erst von 1351 ab regelmäßig im Druck. Vier Jahrhunderte lang erschien es halbmonatlich, seit 1800 täglich. Heute erscheint es dreimal täglich und seine drei Ausgaben sind auf verschiedenem Papier gedruckt, das Morgenblatt auf gelbem, das Mittagblatt auf weißem und das Abendblatt auf grauem Papier, um jede Verwirrung zu vermeiden. Die Anfänge der ersten europäischen Zeitungen sind, wie Salomon in seiner Geschichte des Zeitungswesens ausführt, in Dunkel gehüllt. Gewisse Zentren bildeten sich allmählich heraus, in denen wichtige Nachrichten gesammelt und von denen aus sie verbreitet wurden; so in Deutschland das Fuggersche Handelskontor in Augsburg, das in seinen Schreibstuben alle wichtigen Nachrichten zusammenstellen und gegen eine jährliche Vergütung versenden ließ. Außer diesen Fuggerschen geschriebenen „Zeitungen“ verfaßten „vielwissende“ Männer Zeitungsbriefe, z. B. Melancthon. Kaiser Rudolph II. zahlte einem Manne in Köln, der ihm regelmäßig Meldungen über die Vorgänge in Frankreich und den Niederlanden machte, jährlich 200 Goldgulden. Aus diesen geschriebenen Zeitungsbriefen hat sich dann die gedruckte Zeitung um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts entwickelt. Als Begründer des modernen deutschen Zeitungswesens darf der Oesterreicher Michael von Wiking gelten, der 1688 auf der Frankfurter Messe ein besonderes Quartett über die „Kölnischen Gängel“ zwischen dem Papst und dem Kurfürsten Gebhard verkaufen ließ. Diese seine „Relationen“ fanden solchen Anklang, daß er regelmäßig weitere solche Hefte erscheinen ließ, die seit 1588 alle politischen Vorgänge in den Kreis ihrer Betrachtungen zogen. Da sie immer zur Zeit der Frankfurter Messe erschienen, wurden sie Meß-Relationen genannt und erlangten große Beliebtheit, fanden bald vielfache Nachahmung. Diesen Relationen müssen bald die ersten deutschen Zeitungen gefolgt sein, doch lassen sich die ältesten Jahrgänge nicht nachweisen, sondern wir besitzen als älteste auf uns gekommene Zeitungen zwei Jahrgänge von 1609 aus Straßburg und Augsburg. Der Titel der Straßburger Zeitung lautet: „Relation: Aller Fürnemmen und gebendwürdigen Historien, so sich hin und wider in Hoch und Nieder Deutschland, auch in Frankreich, Italien, Schott- und Engelland, Hispanien, Hungern, Polen, Siebenbürgen, Wallachey, Moldau, Türkei usw. Inn diesem 1609. Jahr verlauffen und zutragen möchten. Alles auff das trewlichst wie ich solche bekommen und zu wegen bringen mag, in Trud verfertigen will.“ Die älteste englische Zeitung ist erst im Jahre 1622 erschienen, während die Berichte des „englischen Merkur“ aus dem Jahre 1588 sich als Fälschungen erweisen haben. Auch sonstige gedruckte Kriegsberichte, wie sie in Frankreich schon früher erschienen sind, können nicht als Zeitungen gelten. Die erste französische Zeitung begründete der Arzt Théophraste Renaudot, der auch das erste Arbeitsaustunfts-bureau geschaffen hat. Die Zeitung hieß „La Gazette“, sogenannt nach der kleinen venezianischen Scheidemünze Gazette, für die man sich früher schriftliche Mitteilungen auf dem Mialto gekauft hatte; sie erschien zum erstenmal am 30. Mai 1631 in einem Umfang von vier Seiten. Seit 1762 heißt sie „Gazette de France“ und besteht noch heute. Die Hemerothel mußte auch merkwürdige Zeitungen umfassen, wie z. B. „The Little Standard“, das kleinste Blatt der Welt, das 75 Millimeter hoch und 60 Millimeter breit ist. Nur eine Zeitung wird man beim besten Willen nicht aufnehmen können, das ist die „Gesprochene Zeitung“, die vor etwa 20 Jahren in Athen ins Leben gerufen wurde und in einem Vortrag über die Ereignisse des Tages bestand.

Kulturgeschichtliches.

Die Erfindung des Schießpulvers. Explosive Gemische waren lange vor der Entdeckung des Berthold Schwarz bekannt, der etwa um das Jahr 1313 die ersten Feuerwaffen konstruiert haben soll. Die Chinesen gingen auch auf diesem Gebiete der Entdeckungen den abendländischen Völkern voran. Bei der Erfindung von Byzanz soll das „griechische Feuer“ zur Anwendung gekommen sein und die Araber waren mit salpeterhaltigen Spreng-

stoffen vertraut. Daß aber auch schon zu Beginn des 13. Jahrhunderts das eigentliche Schwarzpulver vorhanden gewesen ist, vermuht der französische Gelehrte B. Duham auf Grund eines der Pariser Akademie der Wissenschaften vorgelegten, anscheinend bisher nicht beachteten historischen Dokumentes nachzuweisen. Verfasser ist der berühmte Mönch und Gelehrte Roger Bacon, und die von Duham erschlossene Quelle ist ein Fragment seines „Opus tertium“. Es handelt sich um eine Abschrift, die aus der Bücherei des „Sonnenkönigs“ in den Besitz der Pariser Nationalbibliothek überging. Sie enthält eine Reihe wissenschaftlicher Abhandlungen und rührt von der Hand Arnauts von Brüssel her, der sie in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts zu Neapel anfertigte. Einer der interessantesten Punkte seines für die ganze Geschichte der Naturwissenschaft im XIII. Jahrhundert bedeutamen Inhalts ist die endgültige Lösung der oft umstrittenen Frage, ob Roger Bacon das Schießpulver kannte. In seinem „Opus majus“ erwähnt er eine explodierende Substanz, die Salpeter enthielt. Sein alchimistisches Werk: „Ueber die wunderbare Kraft der Kunst und der Natur“ spricht in geheimnisvollen Worten von einem Mittel, Donner und Blitz nachzuahmen. Es scheint jedoch, daß Roger Bacon auch hier zwar von einem Explosivkörper gesprochen, jedoch nicht seine Zusammensetzung angegeben hat. Dagegen behauptet Duham nach dem von ihm studierten Text, daß Bacon das eigentliche Schwarzpulver bereits kannte. Er spricht in dem Abtatz „Ueber das Pulver der Lombarden“ ebenso wie im „Opus majus“ von einem Explosivstoff, fügt jedoch hinzu, daß er aus Salpeter, Schwefel und Weidenkohle zusammengesetzt sei. Die drei verschiedenen Stellen, wo Roger Bacon von seinem Explosivstoff spricht, stimmen so sehr überein, daß man annehmen darf, es sei stets von der gleichen Substanz die Rede. Sie lassen den Schluß zu, daß das schwarze Pulver vor der Mitte des XIII. Jahrhunderts in England und Frankreich bekannt war. Jedenfalls gab das „Opus tertium“ im Jahre 1267 sein genaues Rezept.

Technisches.

Elektrische Entstäubungspumpen. Die Fortschritte der Elektrotechnik haben auch für das Gebiet der Hygiene wichtige Neuerungen gezeitigt. Ein solches Beispiel bietet die maschinelle Staubentfernung mittels elektrischer Kapelpumpen, wie dieselben von einer hiesigen großen Firma jetzt auf den Markt geworfen werden. Die maschinelle Anlage, die sogenannte Entstäubungseinrichtung, ist für transportable Zwecke auf einem Wagen fahrbar angeordnet und besteht aus dem Staubaufnehmer, der Schlauchleitung und der Kapelpumpe. Der Betrieb geschieht in folgender Weise: Zur Aufnahme des Staubes dient der Saugrüssel, ein flach ausgebildetes Rohrstück, welches durch die Schlauchleitung mit der Kapelpumpe verbunden ist. Diese Kapelpumpe wird von einem Elektromotor in Bewegung gesetzt, der ebenfalls auf dem Wagen montiert ist und an jede Leitung angeschlossen werden kann. Die Luft wird nun mit allen Staubeilchen durch die Pumpe eingesaugt, durch ein Wassergefäß geführt und dort vom Staub gereinigt. Der Staub schlägt sich nieder und die nahezu gereinigte Luft kann durch ein Druckrohr oder durch ein anderes größeres Wassergefäß ausströmen.

Die Verwendung einer solchen transportablen Entstäubungsanlage ist natürlich nur dort möglich, wo es sich um große Betriebsverhältnisse handelt und eine maschinelle Staubentfernung sich lohnt. So werden auf Bahnhöfen neuerdings die Eisenbahnwagen nach dieser Methode gereinigt. Der kleine Handwagen wird an dem Zug entlang gefahren und die Schlauchleitung in jeden Wagen eingeführt, der Arbeiter läßt den Saugrüssel über Fußboden und Bänke, vor allen Dingen aber über die Sitzpolster, die sich auf anderem Wege schwer reinigen lassen, hinweggleiten. Der Saugrüssel zieht alle Staubeilchen ein und macht damit eine schnelle Reinigung möglich. Handelt es sich um die regelmäßige Entstäubung von Räumen in Wohnhäusern, Hotels, Krankenhäusern, Fabriken usw., so wird die maschinelle Anlage unten im Maschinenhause stationiert und die Rohrleitung am Hause hinauf fest verlegt.

Militärzüge auf Landstraßen. In den leitenden Militärkreisen hat man sich kürzlich mit der Frage beschäftigt, Militärzüge einzurichten, die nicht zwangsläufig an den Schienenweg gebunden sind, sondern auch Chaussees usw. passieren können. So hat vor einigen Wochen die neugegründete Freibahngesellschaft in Regal auf der dortigen Chaussee über Charlottenburg-Bestend-Schildhorn zum Kaiser-Wilhelms-Turm im Grunewald einen von ihr zusammengestellten Zug probiert, der diese Strecke ohne Schienen zu durchfahren vermag. Der Zug bestand aus einem Tender, zwei Motoren und sechs Anhängerwagen, die man mit gefüllten Säcken belastet hatte. Die Hauptprobe mußte der eigentümliche Zug beim Passieren der sogenannten Kilometerchaussee bestehen, einer langen und starken Steigung beim Kaiser-Wilhelms-Turm. Die Versuche haben gute Resultate erzielt; das Militär soll derartige Züge erhalten, um event. im Kriegsfall die Fourage auf die schnellste Weise den Truppenkörpern zuzuführen.